

# Was die Nacht verberg.

Roman von E. P. Oppenheim.

(9. Fortsetzung.)

Der Rechtsanwalt verzog seine dünnen Lippen zu einem Lächeln. „Herr Otto Martens war nicht mein Mandant, Herr Hoffelder“, sagte er gelassen. „Ihre Bezeichnung trifft durchaus nicht zu.“

Heinz jubte ungeduldig mit den Achseln. „Jedenfalls standen Sie mit ihm in geschäftlicher Verbindung“, sagte er.

Der Rechtsanwalt nickte. „In der That — ich hatte ein Geschäft mit ihm, das wir sicherlich zum Abschluß gebracht hätten, wäre Herr Otto Martens nur wenige Stunden länger am Leben geblieben.“

„Sie werden nach unserer letzten Unterredung unseren Besuch natürlich finden.“

Wieder zuckte ein fartaustisches Lächeln um den Mund des Rechtsanwalts. Aber mit einer höflichen Handbewegung deutete er auf zwei Stühle. „Bitte, wenn die Herren gefälligst Platz nehmen wollen!“ sagte er. „Doch ich wissen, womit ich Ihnen dienen kann?“

Nur Heinz setzte sich. Paul Martens, der voller Ungeduld darauf gewartet zu haben schien, bis er zum Wort kommen würde, plagte auf die Frage des Rechtsanwalts sofort heraus: „Ich möchte zu wissen, Herr Rechtsanwalt, wo das Geld meines Bruders geblieben ist. Er hatte ein großes Einkommen. Aus seinen Aufzeichnungen wissen wir es, und seine Lebensführung bestätigt es. Jedes Vierteljahr bekam er sechstausend Mark — das sind vierundzwanzigtausend im Jahr, Herr Rechtsanwalt.“

Berger sah ihn an, das linke Auge halb zugewinkelt. Auf seinem kalten, ausdruckslosen Gesicht spielte sich nichts von der Erregung, die bei Paul Martens deutlich genug zu Tage trat. „Vierundzwanzigtausend!“ wiederholte er nachdenklich. „Das ist in der That sehr viel — mehr jedenfalls, als ich geglaubt habe. Wirklich, ich hatte keine Ahnung, daß es so viel sein könnte.“

„Ich bin sein Erbe“, erklärte Paul Martens. „Der einzige Hinterbliebene — Herr Hoffelder kann Ihnen das bestätigen. Ich habe mich auszuweisen.“

Der Rechtsanwalt betrachtete ihn noch immer nachdenklich. „Haben Sie eine Ahnung, Herr Martens“, fragte er, „woher Ihr Bruder ein so großes Einkommen hatte?“

„Aber das wollen wir doch von Ihnen wissen!“ rief Martens erregt. „Deswegen sind wir doch hier — Sie müssen uns etwas darüber sagen können!“

Berger zog die Augenbrauen hoch. „Ich“ meinte er verwundert. „Woher soll ich das wissen? Ich bin nicht der Vertraute Ihres Bruders gewesen. Wir hatten ein Geschäft miteinander, das nicht zum Abschluß gebracht werden konnte — das ist alles. Ich weiß sehr wenig von seinen Angelegenheiten. Ich bedaure, Ihnen da wirklich von sehr geringem Nutzen sein zu können.“

„Sie müssen etwas über die Angelegenheiten meines Bruders wissen, Herr Rechtsanwalt“, beharrte Martens. „Sie müssen uns sagen, was Sie wissen.“

„Ihr Bruder war ein bemerkenswerth fähiger Kopf, Herr Martens“, entgegnete Berger gelassen. „Ist Ihnen denn nicht der Gedanke gekommen, daß er das Geld für irgendwelche Dienste empfing, die er irgend jemand leistete — kurz, daß es eine Art Gehalt war?“

„Reinfall.“ Otto hat nach allem, was ich hier über ihn erfahren habe, nicht das geringste gethan. Nichts hat er gethan, als sich amüfirt und sein Geld verbrannt.“ wiederholte der Rechtsanwalt langsam. „Haben Sie in der letzten Zeit viel mit Ihrem Bruder verkehrt, Herr Martens?“

„Nichts habe ich von ihm gesehen und nichts gehört. Ich habe in Südafrika gelebt und bin erst vor kurzer Zeit nach Europa gekommen, nach Amsterdam. Dort hörte ich von dem Verbrechen, das an meinem Bruder begangen worden war, und bin sofort nach Berlin gefahren. Und erst, seitdem ich hier bin“, fügte er in heller Verzweiflung hinzu, „weiß ich, wie viel mein Bruder zu verzeihen hatte. Sehen Sie, vor mehr als dreißig Jahren war mein Bruder ebenfalls in Südafrika. Damals befah er nichts, rein gar nichts — ich möchte ihm dreihundert Mark leihen, damit er nur nach Europa zurück konnte. Von dem Geld hat er mir nur hundert und fünfzig Mark zurückgeschickt.“

„Das war nicht recht von ihm“, gab Berger höflich zu. „Er hätte Ihnen alles zurückgeben müssen. Wieviel glaubte er, daß Sie es nicht nötig hätten?“

„Er wußte, wie schwer es mir wurde, meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Das ist ja eben seine Schicksalsthat, sehen Sie!“

„Ich hätte das nicht geglaubt. Ihr Bruder verfügte über große Mittel, und das Geschäft, das ich mit ihm hatte, hätte ihm eine hübsche Summe

eingebraucht. Herr Martens — ich war beauftragt, ihm einen Check über hunderttausend Mark auszuhändigen.“

Martens wurde leichenblass. „Hunderttausend Mark!“ stammelte er. „Für was?“

„Ihr Bruder“, sagte der Rechtsanwalt ruhig, „befand sich im Besitz von Papieren, die meiner Mandanten vielleicht noch mehr werth waren.“

„Und wo sind sie jetzt? Wo sind diese Papiere?“

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß mein Klient Ihnen wahrscheinlich das gleiche Angebot machen würde, wenn Sie die Papiere besäßen.“

„Papiere — Papiere!“ schrie Martens und wand sich förmlich vor Aufregung. „Was sind das für geheimniskolle Papiere? Aktien — oder was sonst?“

„Darüber kann ich Ihnen zu meinem Bedauern keine Auskunft geben — aus dem einfachen Grunde, weil ich selbst nicht darüber unterrichtet bin“, erwiderte der Rechtsanwalt zurückhaltend. „Ich hatte den Auftrag, mir gewisse Schriftstücke von Ihrem Herrn Bruder vorlegen zu lassen, meinen Klienten von ihrer Beschaffenheit in Kenntniß zu setzen und sie dann für die angegebene Summe zu erwerben. Ich weiß nur, daß Ihr Herr Bruder zögerte, sie mir für den erwähnten Kaufpreis auszuhandeln — vorzüglich, weil sie ihm eine Rente einbrachten, die weit größer wäre, als die Zinsen des von mir angebotenen Kapitals.“

„Aber wie soll ich diese Papiere finden, wenn ich nicht einmal weiß, welcher Natur sie waren?“

Berger zuckte die Achseln. „Gewiß, es hat seine Schwierigkeiten“, gab er zu. „Aber ich vermag Ihnen leider nicht zu helfen.“

„Sie können es“, schrie Martens erregt. „Ihr Mandant wird Ihnen sicherlich mittheilen, um was für Papiere es sich handelt.“

Der Rechtsanwalt wiegte den Kopf. „Ich glaube kaum“, erwiderte er. „Ich bin sogar so gut wie sicher, daß mein Klient die Auskunft verweigern würde. Diese Papiere sind sehr diskreter Natur. Ihr Herr Bruder wußte augenscheinlich sehr geschickt Gebrauch von ihnen zu machen — freilich, es kostete ihm das Leben, seine Gefahren hat aber jedes Geschäft.“

Martens taumelte zurück, als hätte er einen Schlag bekommen. „Hinz aber“, der sich bis dahin schweigend gehalten und lediglich auf die Rolle des Zuhörers beschränkt hatte, sprang jetzt heftig auf.

„Sie glauben also, daß Martens diese Papiere wegen Ermordet worden ist?“ fragte er athemlos.

Der Rechtsanwalt schenkte gleichsam noch mehr in sich zurückzuziehen. „Ich glaube nichts“, sagte er abweisend. „Ich ziehe nur meine Schlüsse, wie jeder andere seine Schlüsse ziehen würde. Ich kann offen mit Ihnen reden. Sie sehen, Otto Martens hatte ein Jahresinkommen von vierundzwanzigtausend Mark. Ich vermute nicht nur, daß er es dem Besitz der Papiere verdankte, sondern ich weiß es sogar; denn als ich ihm mein Angebot machte, erklärte er mir, daß er augenblicklich weit mehr Kapital aus den Papieren schlagen könnte. Nun sehen Sie, das Geld wurde ihm also von jemand gezahlt, für den die Papiere ebenfalls großen Werth hatten, und der meinem Mandanten entgegen war. Einen wie großen Werth die Papiere für diesen anderen hatten, erleben Sie ja schon aus den enormen Summen, die er ihrem Besitzer zahlte, nur damit Martens sie nicht an uns verkaufte. Nun wollte Martens das aber doch vielleicht thun, die Gegenpartei hat möglicherweise Kenntniß davon bekommen und — in der Nacht, in der er endgültig mit mir abschließen will, wird Otto Martens ermordet.“

Der Sinn Ihrer Worte ist, daß nach Ihrer Meinung diese mysteriöse Gegenpartei die Schuld an dem Verbrechen tragen soll?“

Der Rechtsanwalt zog die Schultern hoch. „Es scheint nicht unmöglich“, gab er zu.

„Und daß diese Gegenpartei bei dieser Gelegenheit die Papiere gestohlen hat?“

„Auch das scheint nicht unmöglich. Aber die Wahrheit ist, Herr Hoffelder, daß ich es nicht glaube. Ich meine nämlich, es ist bei dem Verbrechen geblieben — in Wirklichkeit sind die Papiere in die Hände irgend eines anderen fündigen Kopfes übergegangen.“

Die Atern an Hoffelders Schläfen schwohen hoch an. Nicht trat er an den Rechtsanwalt heran. „Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Berger“, sagte er. „Sie belächeln sich in eine Weise von Räthseln zu hüßen — bitten Sie sich, daß diese Worte Ihnen nicht selbst am Ende den Blick nehmen und Sie unversehens in einen Abgrund stürzen läßt. Sie scheinen ganz zu verzeihen, daß wir im zwanzigsten Jahrhundert leben, und daß die Polizei heute mit anderen Mitteln arbeiten kann wie früher. Es wird ihr ohne Zweifel gelingen, den

Zusammenhang der räthselhaften Geschichte mit den Papieren aufzudecken, und ich fürchte sehr, daß Sie dann in eine sehr unangenehme Lage gerathen könnten.“

„Zuwohl“, fuhr Martens rasch dazwischen. „Sie müssen sprechen, jetzt schon! Man wird Sie zwingen, zu sagen, was das für Papiere gewesen sind!“

Der Rechtsanwalt sah gelassen von einem zum anderen, wandte sich aber mit seiner Eröberung wieder an Heinz. „Ich sagte Ihnen damals schon, daß ich auf der Polizei gewesen bin“, sagte er kalt. „Meinen Sie wirklich, daß ich mich ohne Noth einer Gefahr aussetzen werde? Ich habe vor Gericht mitgeteilt, was ich von den Papieren weiß — das ist um nichts mehr und um nichts weniger, als was ich Ihnen gesagt habe. Ich kenne den Namen der Gegenpartei nicht und nicht den Charakter der Papiere; ich weiß nur, daß ich im Auftrage eines Mandanten, den ich meiner Berühmtheitspflicht als Rechtsanwalt wegen nicht nennen darf, von Herrn Otto Martens gewisse Dokumente kaufen sollte, die mir vorher vorzulegen waren. Ein einfaches Geschäft, das nichts Straf-würdiges enthält — wie Sie wohl selbst einsehen werden. Alles übrige waren lediglich Vermuthungen von mir, die für die Angelegenheit nicht mehr Bedeutung haben, als die Vermuthungen jedes anderen Menschen.“

Martens suchte ihm erregt mit den Händen vor dem Gesicht herum. „Aber begreifen Sie denn nicht, daß Sie reden müssen!“ schrie er. „Was geht mich die Polizei an — die soll sehen, wie sie sich hilt! Ich will nur die Papiere und will das Geld. Ich bin ein armer Teufel, sehen Sie — ich will leben, wie mein Bruder gelebt hat, und da ich kein Erbe bin, gehören die Papiere mir. Ich will sie Ihnen verkaufen, sagen Sie mir also, wo ich sie suchen kann.“

„Ich habe Ihnen gesagt, was ich zu sagen habe: daß mein Mandant noch immer Käufer für die Papiere ist, und daß dieselben vermuthlich noch immer zu finden sind. Außerdem vermag ich Ihnen nur noch den Rath zu geben, Herrn Hoffelder um seinen Beistand zu bitten — ich zweifle nicht, daß Ihnen derselbe zum Erfolg verhelfen wird.“

„Warum denn gerade mein Beistand?“ fragte Heinz scharf und sah den Rechtsanwalt drohend an.

Der aber zuckte nicht mit der Wimper. „Ich halte Sie für einen klugen Kopf, Herr Hoffelder — und zudem sind Sie tiefer in die Angelegenheit eingeweiht als irgend ein anderer“, sagte er. „Ich würde Herrn Martens glücklich preisen, sollte es ihm gelingen, Sie zu seinem Beistand zu gewinnen.“

Heinz wandte sich mit einem Achselzucken ab. „Es ist nicht meine Angelegenheit“, sagte er kalt, „und ich habe keine Lust, mich in derartige, anstößig recht schmutzige Geschichten einzulassen.“

„Sie sollten es nicht so nennen“, widersprach der Rechtsanwalt. „Wäre Herr Martens erfolglos, würde er sicherlich auch der Gerechtigkeit eine Genugthuung bereiten.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, daß Herr Martens vermuthlich auch von der Entbedung des Mörders nicht mehr weit sein wird, wenn er den Besitzer der Papiere ermittelt hat, wenn er die Papiere und die Gegenpartei kennt.“

Da sagte Heinz Martens am Arm. „Ich habe keine Lust, mich hier noch länger aufzuhalten“, sagte er rasch. „Ich wußte auch nicht, inwiefern es Ihnen von Nutzen sein könnte.“

Martens ließ sich denn auch von ihm fortziehen. Aber ehe er das Zimmer verließ, wandte er sich noch einmal nach dem Rechtsanwalt um und zischte, indem er die Fäuste ballte: „Ich werde Sie schon zum Reden bringen, wenn ich diese Papiere nicht finden — verlassen Sie sich darauf!“

Der Rechtsanwalt zuckte nur die Achseln, während er die düstige Gestalt des Herrn Paul Martens mit einem spöttischen Blicke maß.

## Fünfundzwanziges Kapitel.

Eine gute Weile gingen Hoffelder und Martens schweigend nebeneinander her. Martens starrte wie in angestrenztem Nachdenken vor sich hin, die Stirn in unruhigen Falten gezogen, die dünnen Lippen zusammengekniffen. Heinz streifte ihn mit einem Seitenblick; er empfand die Möglichkeit, in der Gesellschaft dieses Menschen gesehen zu werden, wie eine Beleidigung.

„Ich habe Ihnen den Gefallen gethan und habe Sie zu dem Rechtsanwalt begleitet“, drach er das Schweigen, in der Absicht, ihn auf gute Art loszuwerden. „Ob es Ihnen viel genügt hat —“

Martens wandte ihm sein Gesicht zu und sagte heftig: „Es hat mir nichts genügt, Herr Hoffelder. Dieser Rechtsanwalt ist wie alle anderen. Ich komme mir hier wie verrathen und verkauft vor, sehen Sie. Ich komme den Leuten offen und vertrauensvoll entgegen — und ich höre überall auf Zurückhaltung, auf geheimniskolles Schweigen, auf Feindschaft. Aber man soll sich vor mir in acht nehmen. Ich bin ein harmloser Mensch, sehen Sie, aber wenn man mir so kommt, kann ich auch gefährlich werden — ganz eckelhaft, wissen Sie. Ich will niemand Schaden thun, aber ich will leben. Ich will Ihnen keinen Vorwurf

machen, Herr Hoffelder, aber Sie haben damit angefangen.“

„Womit, Herr Martens?“ sagte Hoffelder kühl.

„Mit dem Geheimniskolles, sehen Sie. Ich bin zu Ihnen gekommen, habe Ihnen meine Lage offen dargelegt und Sie um Ihren Beistand gebeten. Sie haben mir Ihren Beistand zugesagt. Aber Sie waren der erste, der mir von Papieren gesprochen hat, die mein Bruder möglicherweise besessen haben sollte, und die ihm sein Einkommen verschafften. Ich habe das nicht so recht begriffen damals. Wie konnten Sie das wissen?“

„Ich begreife nicht, wie Sie dazu kommen, mir derartige Vorhaltungen zu machen“, sagte Heinz schroff. „Ich bedaure lebhaft, mich überhaupt auf ein gemeinsames Handeln mit Ihnen eingelassen zu haben.“

Der Kleine wurde bleich vor Wuth. „Ja, sehen Sie, auch Sie schlagen sofort einen feindseligen Ton gegen mich an, wenn ich etwas aus Ihnen herausbringen will!“ sagte er. „Sie müssen doch begreifen, daß ich klug werde. Sie wußten etwas von diesen Papieren, aber Sie sagen mir nicht, wie es damit zusammenhängt, woher Sie die Kenntniß davon haben. Und dann kommt dieser Doktor Dombrowski zu mir, macht mir ebenfalls geheimniskolle Andeutungen, verweigert jede Antwort auf meine Fragen, wie er dazu kommt, und schickt mich nur zu dieser Gräfin Waldendorff. Nun, ich gehe zu ihr, und sie behandelt mich ebenfalls feindselig und benimmt sich — ja, ich muß sagen, ich habe an ihr manches auffällig gefundene. Sehen Sie, von allen Seiten bin ich auf Widerstand und Zurückhaltung gestoßen. Ich habe bis jetzt nichts gesagt, aber ich habe mir meine Gedanken gemacht — und ich sage Ihnen, ich kann gefährlich werden.“

Heinz blieb mitten auf der Straße stehen und sagte kalt: „Hören Sie, Herr Martens, ich finde keine Bezeichnung für Ihr Benehmen. Als Sie zu mir kamen, habe ich gesehen, wie schwierig Ihre Lage war, und habe Ihrem Bestreben, das an Ihrem Bruder begangene Verbrechen aufzuklären, aufrichtige Theilnahme entgegengebracht. Ja, ich habe Ihnen meine Zeit geopfert und habe Sie zu diesem Rechtsanwalt begleitet, obwohl es mir sauer genug geworden ist. Anstatt mir dafür Dank zu wissen, kommen Sie mir nun mit Drohungen. Wen glauben Sie denn eigentlich vor sich zu haben?“

Sein energischer Ton ließ Martens nun doch wesentlich bescheidener werden. Kleinlaut erwiderte er: „Ich habe Ihnen nicht gedroht, Herr Hoffelder. Aber Sie müssen einsehen, wie schlecht ich daran bin. Was denken Sie denn von diesem Doktor Dombrowski, von dieser Gräfin?“

Heinz zuckte die Achseln. „Mir fehlt sowohl die Lust wie die Geduld, mich mit derartigen Dingen abzugeben. Sie werden sich in Zukunft an einen anderen um Rath wenden müssen, Herr Martens.“

Martens machte eine heftige Bewegung. „Ja, ich werde auch thun, mich in Zukunft auf mich selbst zu verlassen“, rief er hervor. „Ich habe Vertrauen zu Ihnen gehabt, und selbst dieser Rechtsanwalt hat mir den Rath gegeben, mich an Ihren Beistand zu halten. Aber was soll mir Ihr Beistand nützen, wenn Sie ihn mir nicht voll und ganz gewähren — ganz, verstehen Sie? — Wenn ich Sie zum Beispiel um einige Auskünfte bitten würde über die Gräfin Waldendorff, die Sie ja kennen, ist es reich?“

„Meines Wissens, ja“, gab Heinz widerwillig zur Antwort. „Aber ich bitte Sie, mich mit weiteren Fragen zu verschonen. Wenden Sie sich an eine Auskunft, wenn Sie etwas zu erfahren wünschen.“

Der Kleine zog den Kopf zwischen die Schultern. Sein Aussehen bekam etwas Heimtückisches. „Sie stellen sich zu meinen Gegnern“, sagte er verbissen.

Heinz sah ihn verächtlich an und lächelte spöttlich. „Weder zu Ihnen, noch zu Ihren Gegnern, die zu kennen ich nicht die Ehre habe“, sagte er. „Ich habe für Sie gethan, was ich konnte, aber ich habe nicht Lust, mir Abreue wegen Unannehmlichkeiten zuzuziehen und mich obendrein unerschämmt von Ihnen behandeln zu lassen. Außerdem — so lange ich alauben konnte, daß es Ihnen vor allem um die Entbedung des Verbrechens zu thun sei, dem Ihr Bruder zum Opfer gefallen ist, konnte ich mich wohl dazu hergeben, Ihnen Beistand zu leisten, aber ich denke nicht daran, Ihren Geldinteressen zu dienen. — Guten Morgen!“

Er löste ein wenig den Hut und wandte sich zum Gehen.

Da sagte hinter ihm eine ruhige, gleichmüthige Stimme: „Guten Morgen, Herr Hoffelder!“

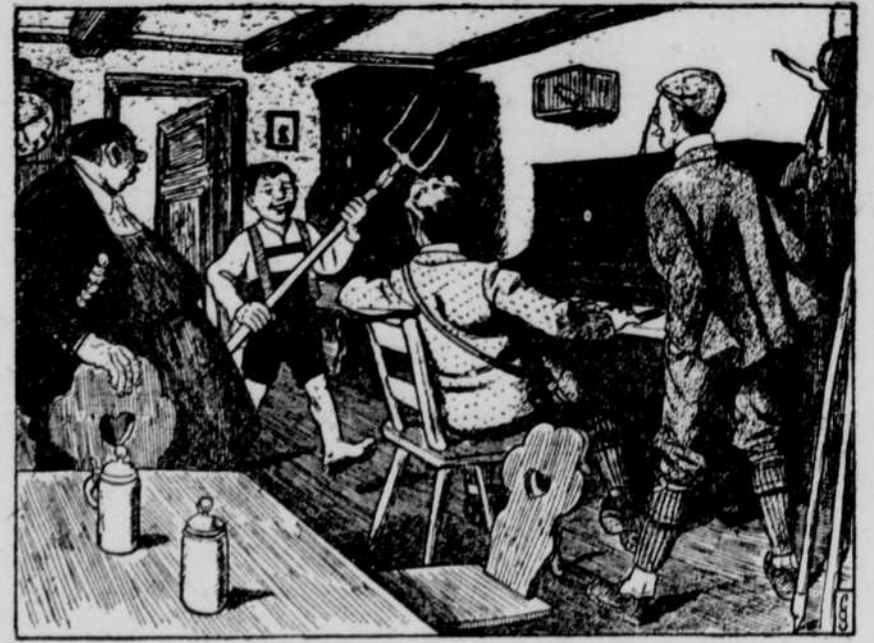
Dombrowski stand vor ihm, abwechselnd ihn und Martens fixierend, der nicht wußte, was er thun sollte.

„Guten Morgen!“ erwiderte Heinz kalt den Gruß des Polen. „Ich habe die Absicht, in den Club zu gehen und zu frühstücken. Begleiten Sie mich, Herr Doktor?“

Dombrowski schüttelte mit der Hand die Bedauern des Kopf. „Ich habe eine dringende Verabredung“, sagte er. „Aber ich will Sie nicht aufhalten, Herr Hoffelder. — Herr Martens, vielleicht machen Sie mir das Vergnügen, mich ein Stück Weges zu begleiten?“

Heinz blickte auf die Unterlippe.

Ländlicher Kunstfeiler.



Touristen (welche in einem Dorf wirthshaus ein Klavier vorfinden): „Schrecklich verstimmt, vielleicht lief sich doch noch einige Töne retten, wenn wir eine Stimmgabel hätten.“  
Sohn des Wirthes (kommt mit einer Stimmgabel freudestrahlend angerannt): „Vielleicht geht's mit der Stimmgabel auch?“

Ohne Martens zu beachten, verabschiedete er sich kurz und kühl von dem Polen und rief eine vorbeifahrende Droßkoffe an, um sich nach dem Club fahren zu lassen.

Er fand den Tisch des Oberstleutenants unbesetzt, und der zu seiner Bedienung herbeigeeilte Diener sagte, seinen suchenden Blick richtig deutend: „Der Herr Oberstleutenant ist im Billardzimmer.“

Heinz dankte kurz und ging in das Billardzimmer hinüber, aus dem ihm der Klang von Stimmen und das Geräusch der ineinanderschlagenden Bälle entgegenstimmte. Anstorf sah an einem der Marmorischen, den Gang des Spiels mit seinem gewohnten wohlwollenden Lächeln verfolgend, jeden guten Stoß durch Beifall belohnend, oder auch einen erfolglosen Stoß aufmunternd. Er begrüßte Heinz, der sich neben seinen Stuhl stellte, durch einen herzlichen Handschlag, ohne seine Aufmerksamkeit von dem Spiel zu wenden.

„Sie bleiben wieder Sieger, Hainberg“, sagte er gut gelaunt. „Ich würde Sie mit Ihnen wagen, wenn Sie mir nicht eine große Vorgabe geben.“

Hoffelder wartete, bis eine kurze Pause in dem Spiel eintrat. Dann neigte er sich zu dem Oberstleutenant herab und flüsterte ihm zu: „Ich hätte gern eine kurze Unterredung unter vier Augen mit Ihnen, Herr Oberstleutenant. Würden Sie wohl die Güte haben, irgendwo eine Flasche Wein mit mir zu trinken?“

Der Oberstleutenant wiegte zusehender den Kopf. „Wird kaum gehen, lieber Freund“, sagte er bedauernd. „Ich habe mich mit Herbert Klein zu einer Partie Schach verabredet — er wird jeden Augenblick kommen.“

„Es wäre mir aber außerordentlich angenehm“, beharrte Heinz. „Lieber Herr Oberstleutenant, Sie wissen wohl, Herr Oberstleutenant?“

An einer halben Stunde — ja, lieber Freund — Bravo, Hainberg, das ist eine Stellung! Darauf machen Sie wenigstens zwanzig Bälle.“

Heinz suchte das alterbräunte Restaurant in der Potsdamerstraße auf und setzte sich oben in der ersten Etage, wo sich um diese Zeit niemand befand, bei einer Flasche Rüdeshheimer nieder.

Die verabredete halbe Stunde war kaum um, als der Oberstleutenant erschien.

„Sie werden unschwer errathen, um was es sich handelt“, nahm Heinz ernst das Wort, nachdem der Kleinere eine zweite Flasche Wein und ein zweites Glas vor ihnen niedergelegt und sich zurückgezogen hatte. „Ich bedarf dringend Ihres Rathes, Herr Oberstleutenant. Was ich Ihnen heute mitzutheilen habe, wird Sie sehr überraschen. Vor allem — Dombrowski hat sich in die Angelegenheit eingemischt.“

Anstorf setzte das Glas, das er eben hatte zum Munde führen wollen, mit einer heftigen Bewegung auf den Tisch zurück. „Dombrowski!“ sagte er scharf. „Was geht es ihn an?“

Heinz neigte sich ein wenig über den Tisch vor und flüsterte: „Er hat mich in jener Nacht mit Ihrer Tochter aus dem Hause geben, Herr Oberstleutenant.“

Anstorf erbleichte. Aber er bewachte seine Haltung. „Und was bedacht ist, diese Beobachtung in einen Zusammenhang mit der Martensaffäre zu bringen, daß er daraufhin eingehender um die Angelegenheit zu befürmern, als es für ihn nothwendig wäre?“

„Richtig, Herr Oberstleutenant, als seine eigenen Vermuthungen. Er hat mich aufgesucht und mit unumwundenen Worten, daß er nicht frei von einem Verdacht gegen Ihre Tochter war — gegen mich ist. Angeblich ist dieser Verdacht erst kurz in ihm geworden, als er Ihre Tochter in der Gesellschaft der Gräfin Waldendorff sah.“

„Aber was kann Dombrowski daraus —“

„Ich begriff es ebenfalls nicht, aber unter lieber Clubgenosse machte mir allerlei Andeutungen, die mich in äußerstes Erstaunen versetzten. Er kannte die Gräfin Waldendorff bereits — von einem gelegentlichen Zusammenreffen in Ostende her, und er gab vor, zu wissen, daß die Dame augenblicklich Gegenstand des lebhaftesten Interesses war, wenn ich ihn recht verstanden habe, des lebhaftesten Mißtrauens einiger hochstehender Persönlichkeiten ist. Woher er das weiß, gerüchte er mir nicht mitzutheilen. Genug, daß auch er offenbar von Mißtrauen gegen die Gräfin erfüllt ist und dieses Mißtrauen ohne weiteres auf ihre Begleiterin übertragen hat.“

„Erlauben Sie, lieber Freund — aber diese Logik ist mir nicht ganz klar. Wenn hochstehende Persönlichkeiten Mißtrauen gegen die Gräfin Waldendorff hegen, so kann es meines Erachtens doch nur aus politischen Gründen sein. Der Gedanke aber, den Mord an Otto Martens mit Politik zu verquiden, will mir geradezu absurd erscheinen.“

Heinz zuckte die Achseln. „Ich habe niemals mehr als oberflächliches Interesse für politische Dinge gehabt, und ich habe deshalb darüber kein Urtheil“, erwiderte er. „Aber auch mir will es allerdings scheinen, als habe man die Motive für diesen Mord auf einem ganz anderen als auf politischem Gebiete zu suchen. Wie es auch immer sei — jedenfalls ist Dombrowski fest entschlossen, seine Kraft an die Aufklärung des Verbrechens zu setzen, und es ist unter diesen Umständen recht fatal, daß der Zufall ihn in jener Nacht durch meine StraÙe führen mußte. Nicht für mich, Herr Oberstleutenant — ich habe nachgerade eingesehen, daß ich für mich nichts zu fürchten habe — aber Sie wissen wohl, für wen.“

Der Oberstleutenant gab zunächst keine Antwort. Nach einem kurzen, drückenden Schweigen sagte er dann: „Ich habe in einer Zeitungsnotiz davon gelesen, daß ein Bruder des Ermordeten aufgetaucht sein soll. Wissen Sie etwas Näheres darüber?“

Heinz nickte. „Ich wollte Ihnen auch noch davon sprechen“, sagte er. „Ja, es ist ein Bruder des Ermordeten gekommen, ein unsympathischer, habgieriger Gesell. Er hat mich aufgesucht und mich um meinen Beistand ersucht, und ich war thöricht genug, mit ihm zu diesem Rechtsanwalt Berger zu gehen, dessen Rolle in der traurigen Angelegenheit Sie ja kennen. Er sprach Martens von den mysteriösen Papieren, die er mir damals abkaufen wollte, und der Bursche, dem es lediglich darum zu thun ist, Geld und wieder Geld zu gewinnen, acht nun darauf aus, die Papiere zu finden, die übrigens in der That dem ermordeten Otto Martens ein räthselhaftes Einkommen verschafft haben müssen.“

Der Oberstleutenant schüttelte den Kopf. „Die Geschichte ist so verworren, daß kein Mensch sich ein klares Bild davon machen kann“, sagte er. „Dieser Otto Martens scheint ein ganz verächtlicher Bursche gewesen zu sein. Seine Geschäfte waren wie seine Lebensführung offenbar von der schmutzigsten Art.“

„Das ist auch meine Meinung. Aber das kann uns gleichgültig sein. Für uns kommt nur in Betracht, daß zwei Leute da sind, die an der Aufklärung des Verbrechens mit einem bestimmten oder unbestimmten Verdacht gegen mich und Ihre Tochter arbeiten: Dombrowski, dem es um die Feststellung der Person des Mörders, und Martens, dem es um das Geld seines Bruders und um die Papiere zu thun ist.“

Der Oberstleutenant neigte sich vor und sah Heinz scharf in die Augen. „Lieber Freund“, fragte er eindringlich und in tiefstem Ernst. „Haben Sie selbst keinen Verdacht, wer der Mörder gewesen sein könnte?“

„Rein!“ erklärte Heinz bestimmt (Fortsetzung folgt.)

„Was ist eine Korporation, Pa?“

„Wie man's nimmt“, antwortete der Vater. „Wenn sie befreit werden soll, besteht sie aus armen Wüthen und hilflosen Waisen, die einzig und allein auf die Armerthümlichkeit großer Offiziersfamilien angewiesen sind.“